



Sonntagsstille.

Neue Erzählungen
für Volk und Jugend

von

Konrad Kimmel

Auf nach Sion * 2. Hälfte

Auf Sions Höhen.

Es war an einem Frühlingstage des Jahres 1859.

Vor dem Tore Santa Croce (zum heiligen Kreuz) von Tivoli, da, wo jetzt die Tramwaystation in ihrer modernen Nüchternheit angebracht ist, standen draußen auf der Höhe des Abhangs vier Personen. Es waren eine Dame von etwa vierzig Jahren, deren einfache Kleidung gleichwohl das vornehme Wesen der Erscheinung nicht zu verbergen vermochte, und ein etwa zehn Jahre jüngerer Ordensmann, gekleidet in den Habit des heiligen Vaters Benediktus; etwa zwanzig Schritte seitwärts standen ein zweiter Ordensmann und eine andere Dame, welche zweifellos die Begleiterin und Gesellschafterin der ersteren war.

Schweigend schauten sie hinunter.

Das romantische Tal des Anio mit seinen Ortschaften, Kirchen, Osterien und Gehöften lag in seiner ganzen malerischen Schönheit ihnen zu Füßen, und hinter ihm öffnete sich die Campagna in ihrer Weite; kaum waren da und dort, wie dunkle Schatten, die antiken Wasserleitungsruinen zu schauen; ganz im Hintergrunde glänzte ein silberschimmernder Streifen herüber — das Meer. Und aus all dem warmen, goldigen Dufte der ungeheuren Ebene hob sich ruhig und ernst nur eines hervor: die Kuppel von St Peter in der ewigen Stadt.

Jetzt hob die Dame das Haupt und wandte sich zu dem Ordensmann.

„Ich danke Ihnen, Hochwürden, für Ihre Mitteilungen. Das war mir ganz aus dem Herzen gesprochen. Schon lange dachte und suchte ich, schon lange fragte ich den lieben Gott: was willst du, daß ich tun soll? — denn ich fühle, daß er von mir etwas verlangt, etwas erwartet, — und nun, da Sie gesprochen, ist's, wie wenn ein Schleier von meinen Augen gefallen wäre; ist's, wie wenn ich selber schon lange, ohne es zu wissen, dasselbe geahnt und gewollt hätte.“

„Ich hätte wohl niemals die Kühnheit gehabt, Hoheit mit diesem Plan zu behelligen“, erwiderte der Benediktiner, „aber es ist Einer, welcher mir dazu den Mut gemacht, ja indirekt den Befehl gegeben hat, — Einer — und dessen Rufe durfte und mußte ich folgen.“

„Und wer ist das?“ fragte lächelnd die Hoheit.

„Hoheit waren kürzlich auch bei der Feierlichkeit in Santa Galla zugegen —“

„O ja, und dort haben Sie Ihren Entschluß gefaßt?“

„Ja, Hoheit, was da der greise Pius in dem kleinen, alten Kirchlein aus vollem Herzen gesprochen hat, nachdem er die Seligsprechung des ehrwürdigen Rossi den ehemaligen Hausgenossen und Pfarreiangehörigen desselben verkündigt hatte, das mußte ja jeden im Innersten ergreifen. In dem Augenblicke, da der Krieg von Sardinien ins Land gerufen wird und wohl unvermeidbar ist, in der Zeit, da alles widerhallt von Kriegsgerüchten und Kriegsrüstungen, da klang es mir wie eine Offenbarung von oben, was der Papst sagte: „Jetzt gerade ist der Welt der Ölzweig des Friedens mehr als je nötig; jetzt ist der rechte Augenblick, da den Völkern aufs neue in den selig zu sprechenden Männern zwei Bringer des Friedens und des Lichtes vor Augen gestellt werden. Und jetzt gerade, da die Welt so

allgemein in Unruhe ist‘, sprach der Papst weiter, „hat man besondere Ursache zu beten, viel und eifrig zu beten, und ich rufe die ganze christliche Welt auf, mit mir zu beten und mehr als je auf Gott zu vertrauen — “

„Ja, das ist es, so sprach der Heilige Vater“, bestätigte die Hoheit, „und ich sehe sein schönes, mildes Auge leuchten und sein Angesicht sich fast verklären vor innerer Bewegung, und ich sehe die vor Freude strahlenden Gesichter unserer beiden Kardinäle Reisach und Rauscher, als der Papst auf die Deutschen zu sprechen kam, als er von der Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe auch derjenigen sprach, die außer der katholischen Kirche stehen, und als er sagte: er segne alle Völker Deutschlands das war herrlich, das war apostolisch groß.“

„Und gerade das ist es, Hoheit“, sprach warm und innig der Benediktiner, „was mir ins Herz drang wie ein Ruf von oben, das mich berührte wie der Finger Gottes. Gebetet soll werden — der Friede soll verbreitet und gefördert werden unter den Menschen. Und da sprach’s in mir: Gehe hin und baue eine Stätte des immerwährenden, reinen Gebets, des möglichst vollkommenen Gottesdienstes und zugleich eine Stätte des Friedens, und gehe hin und errichte solch eine Stätte in deinem Vaterlande, in Deutschland. Und was wäre das anderes, als eine Niederlassung nach der Regel unseres heiligen und ehrwürdigen Vaters Benediktus, ein Klösterlein, dessen Aufgabe das Lob Gottes, und dessen Devise die pax, der Gruß des Friedens Gottes für alle ist? Mit vollster Klarheit steht mir seither dieser Gedanke vor Augen, und ob ich nun berufen bin oder nicht, denselben auszuführen, ich würde alles darangeben, auch mein Leben mit tausend Freuden, um den Preis eines Klösterleins unseres Ordens im heimischen Deutschland.“

„Und ich sehe es gleichfalls als meine Aufgabe an, hierin mitzuwirken, soweit ich es kann“, war die Antwort der Hoheit, „es ist gewiß nicht ohne Bedeutung, daß ich das Glück hatte, Hochwürden kürzlich hier kennen zu lernen. Ich hoffe, Sie bald wiederzusehen, und hoffe die Zustimmung des hohwürdigsten Herrn Abtes auch zu erhalten.“

Der Benediktinerpater verabschiedete sich; sein Begleiter trat zu ihm, während die andere Dame der Hoheit sich näherte.

Noch lange stand sinnend die hohe Dame draußen an dem Abhang und schaute hinunter nach der Ebene, aus welcher immer noch die Riesenkuppel über dem Grab des Fischers von Galiläa aufragte, immer längere Schatten herwärts werfend.

„Im ewigen Rom, im Schatten von St Peter ist der Gedanke entstanden“, sprach sie bei sich, „und die Worte des Statthalters Christi selbst haben Veranlassung gegeben zur Aussprache darüber: das ist ein guter Anfang; du aber, o Gott, zeige mir deine Wege!“

„Es sind Briefe angekommen“, meldete die Begleiterin der Hoheit, als diese sich zur Rückkehr in das Städtchen Tivoli wendete, wo sie seit einigen Tagen weilte. —

Und als die Fürstin dann in ihrem Zimmer am offenen Fenster saß, so hielt sie einen Brief in Händen, den sie immer wieder ansah.

„Die Prinzessin ist wohl und kräftig; sie ist überglücklich“, so sprach sie zu ihrer Gesellschaftsdame, „und ihr Erstgeborner, jetzt einen Monat alt, ist kerngesund; Prinz Friedrich Wilhelm kennt sich kaum vor Freude, — so schreibt mir Base, Prinzeß Viktoria; Gott segne sie alle zusammen.“

„Prinz Friedrich Wilhelm ist ein edler Fürst; es verehrt ihn, wer ihn kennt“, sagte die Angeredete, „und sein Sohn ist gewiß der Erbe reicher Fürstentugenden.“

„Er kann es brauchen“, erwiderte die Hoheit, „denn es wartet seiner keine leichte Aufgabe. Ein Thron — welche Verantwortung, welche Lasten von Arbeiten! Man kann nicht genug beten für unsere Regenten in diesen Zeiten.“

„Und überall mehren sich die Feinde der Obrigkeiten“, versetzte die andere Dame, „da müßten eigentlich doch alle Christen zusammenhelfen, um die Throne zu stützen.“

„Hierin sind eigentlich unsere Ordensleute die Vorkämpfer, das hat man vor zehn und zwölf Jahren am klarsten gesehen; darum sind sie auch den Roten aller Schattierungen bis in den Tod verhaßt“, sagte die Fürstin, welche unwillkürlich in den alten Gedankengang zurückgekehrt war.

„Und es ist nur im eigensten Interesse der Fürstenhäuser, wenn sie die wehrlosen Ordensleute schützen und sie arbeiten lassen am Wohl der Menschheit.“

„Hierin hat man gottlob im protestantischen Preußen mehr Gerechtigkeitsgefühl, als in fast allen andern deutschen Ländern; Friedrich Wilhelm IV. wollte, solange er überhaupt noch die volle Verstandeskraft hatte, auch hierin ein gerechter Fürst sein.“

„Und der Prinzregent hält sich genau in den Gleisen seines Bruders.“

„Gott segne seine Gemahlin, die fromme, edle Augusta; an ihr hat alles, was gut, edel, fromm und schön ist, die treueste und mächtigste Bundesgenossin und Protektorin.“

Lange noch saß nachher die Hoheit am Fenster und schaute hinab und hinüber zur Campagna und zum fernen Meer, und malte sich aus, wie daheim im deutschen Vaterlande still und demütig, in weltverborgener Einsamkeit eine Klosterkirche stünde, in welcher die Söhne des hl. Benedikt, ausgesandt vom Mutterkloster des hl. Paulus in Rom, in der ersten heiligen Strenge und Vollkommenheit des Ordenslebens nächtlich die Mette sängen in dunkler Nacht zur Ehre Gottes und seiner Mutter, und wie von allen Seiten her zu ihnen das Christenvolk käme, um da Trost und Nahrung zu finden für sein Seelenleben und besondere Stärkung wider alle Schwierigkeiten, und um hier geistig auszuruhen und sich zu erholen im Frieden Gottes.

„Wie Gott will“, sprach sie, als sie sich endlich erhob, um sich zur Ruhe zurückzuziehen.

Und als Pater Maurus — so hieß der eine der beiden Benediktiner, welcher mit der Hoheit heute gesprochen hatte — wieder in Rom drüben war in den schützenden Mauern von St Paul und seinem Abte Mitteilung machte von der Unterredung und von dem, was er schon lange mit sich stillverschwiegen in der Seele trug, so sann dieser eine Zeitlang nach; dann sprach er: „Zuerst handelt es sich darum, ob es auch wirklich Gottes Wille ist, daß der Benediktinerorden in Deutschland in einem neuen Zweig aufblühe. Ist das der Fall, dann wird keine Macht der Welt es aufhalten. Dann aber wirst du, mein Sohn Maurus, auch wissen, daß das Unternehmen nicht anders heranwächst, als in der Zucht des heiligen Kreuzes, also mit kleinem, ganz unscheinbarem Anfang, mit Mißerfolgen, mit Enttäuschungen, mit schweren Gedulds- und Starkmutsproben, mit Kämpfen und Schädigungen durch die Gegner aller Art, kurzum: daß die neue Kongregation ihrem Heiland nach den Weg des Kreuzes wandeln muß. Und je mehr sie eindringt in diesen Geist des Kreuzes und des leidenden Herrn, um so würdiger ist sie ihres Berufes, um so

vollkommener und gottgefälliger ist ihr Wandel.“

Bei diesen Worten hob Pater Maurus das Haupt, und seine Augen blitzten in wunderbarem Leuchten; er schien etwas rasch sagen zu wollen, allein er schwieg.

„Pater Maurus, was wolltest du noch sagen?“ fragte der Abt, dem dies nicht entgangen war.

Eine tiefe Röte überzog das Angesicht des Paters, als er erwiderte: „Im heiligen Gehorsam bekenne ich, daß ich sagen wollte: wenn ich nur Flügel hätte, um hinüberzukommen ins Heilige Land und an die heiligen Stätten in Jerusalem, um dort zu betrachten und dort zu beten und dort zu schöpfen das lebendige Wasser aus dem Quell des bitteren Leidens unseres Herrn, daß ich ganz erfüllt würde davon. Aber es ist das eine Phantasie gewesen und ein unbescheidener Wunsch, doppelt für einen Ordensmann. ...“

Der Abt nickte sinnend mit dem Haupte, als wollte er zustimmen; er sprach aber dann doch: „Ich würde dir gern, geliebter Sohn, das Glück gönnen; aber mit dieser Versicherung mußt du dich zufrieden geben; denn mehr ist nicht in meiner Macht gelegen.“

Es war in tiefer Morgenfrühe des 5. April vom folgenden Jahre 1860. Der heilige Gründonnerstag war angebrochen. Drei Uhr war's vorüber. Noch lag die Nacht auf der heiligen Stadt Jerusalem, da standen unter der Pforte des Franziskanerklosters zwei von schweren Mänteln umwallte hohe Gestalten; bei ihnen ein Frater mit einer Laterne.

„Gott sei mit Ihnen, Pater Maurus, Pater Plazidus“, sprach der Franziskaner, der ihnen öffnete, um sie hinausgehen zu lassen; „Gott gebe, daß alles glücklich vorübergeht. Es ist ein Wagnis, aber zu Gottes Ehre, und wenn es gelingt, so ist Ihnen ein Glück beschieden, wie es, seitdem Jerusalem in den Händen der Ungläubigen ist, keinem Sterblichen mehr zu teil wurde.“

Tief ergriffen, tief ernst verabschiedeten sich die beiden Benediktinerpatres.

„Beten Sie, daß doch keine Störung eintritt“, flüsterten sie, grüßten und verschwanden dann draußen in der Dunkelheit.

Ein halbes Stündchen später ging vom deutschen Pilgerhause durch die schweigenden Gassen Jerusalems ein kleiner Zug von wohl einem Dutzend Personen. Voran ein Mann mit einer Laterne, dann zwei Franziskanerpatres, ein weiterer langbärtiger Ordensmann mit ausgesprochen orientalischen Gesichtszügen, vier verschleierte Damen und die beiden Benediktiner, außer ihnen noch ein stattlicher Geistlicher, auf dessen Brust dann und wann das Bischofskreuz sichtbar wurde, und noch einige Ordensbrüder.

Der Prälat war Monsignore Spaccapietra, Erzbischof und damals außerordentlicher päpstlicher Visitator des Heiligen Landes; die beiden Franziskaner gehörten der Kustodie des heiligen Grabes an, der orientalische Ordensmann war Pater Ratisbonne, der in Rom vor dem Altar der seligsten Jungfrau so wunderbar bekehrte Israelit; die beiden Benediktiner waren Pater Maurus und Pater Plazidus, zwei leibliche Brüder, welche wir in Tivoli gesehen haben im Gespräch mit der Hoheit; von den vier Damen waren eine die Marquise Pauline Nikolai, welche im Rufe der Heiligkeit lebte und starb. Die andere Dame sodann war die Hoheit; sie war die Seele des Ganzen gewesen, denn sie hatte den kühnen, fast möchte man sagen todesmutigen Wunsch ausgesprochen, zu dessen Erfüllung nun alle auf dem Wege waren. — —

Der Wunsch, welcher längst im Herzen des Pater Maurus brannte, hatte sich erfüllt. Die Fürstin hatte für die beiden Brüder die Erlaubnis ausgewirkt, dieselben auf ihrer Reise ins Heilige Land als Begleiter und geistige Führer mitnehmen zu dürfen; die Erlaubnis war gegeben worden, und so weilten sie schon einige Wochen in der heiligen Stadt, um hier selbst in die Schule des Gekreuzigten zu gehen und von dem Orte, wo er sein kostbares Blut vergossen für die Menschheit, die Gnade des Berufs und den Segen für das Unternehmen in Deutschland zu holen.

Die heutige Nacht oder vielmehr der heutige Gründonnerstagsmorgen sollte die Krone aller ihrer Andachten und Erhebungen bilden.

Es handelte sich um nichts Geringeres als um das Vorhaben, in dieser Nacht im Abendmahlssaale auf Sion, also an der Stelle, wo der Heiland mit seinen Jüngern das Abendmahl gefeiert hatte, die Gründonnerstagsmesse zu lesen und hier, wo er persönlich seiner reinsten Mutter, seinen Aposteln und Jüngern die erste heilige Kommunion gespendet hatte, auch die Osterkommunion zu machen.

Dieser Plan überstieg an Kühnheit fast die Möglichkeit der Ausführung. Und doch wieckelten sich die Vorbereitungen leichter ab, als man geahnt hatte. Der Kustos des Heiligen Landes, der Franziskanerguardian von Jerusalem, welcher zunächst die Erlaubnis zu geben hatte, sagte sofort seinen Beistand zu; er wandte sich an den Vorsteher des türkischen Derwischklosters, welchem der Abendmahlssaal als Moschee gehört, und bat, er möge einigen christlichen Pilgern gestatten, am Morgen früh ihre Andacht in dem Saale zu halten; der Derwisch weigerte sich nicht, und so waren die Wege geebnet.

Die nötigen Geräte zum heiligen Opfer trug der mit der Laterne vorausgehende Diener des Erzbischofs.

Jetzt stand die kleine Karawane am Sionstore.

Das Sionstor war der Frühe wegen noch geschlossen. Der Diener weckte einen der türkischen Wachsoldaten, die nebeneinander unter der Halle ausgestreckt schliefen, und bedeutete ihm zu öffnen. Der Soldat weigerte sich; allein ein Bakschisch wirkte sofort, daß derselbe nach dem Schlüsselbund langte, und das Tor öffnete sich knarrend. Die Pilger traten durch dasselbe hinaus und befanden sich jetzt auf demjenigen Teile des Berges Sion, welcher außerhalb der Stadt Jerusalem liegt.

Es war jetzt fast 5 Uhr früh; vom nahen Ölberg herüber grüßten schon die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. Die kleine Karawane bewegte sich weiter, rechts vorüber an dem armenischen Kloster mit der Salvatorkirche, an dessen Stelle zur Zeit des Heilandes das Haus des Hohenpriesters gestanden ist, dessen Vorhof die Verleugnung Petri geschaut hat.

Jetzt naht sich der Zug einem Gebäudekomplex, über welchem sich eine Kuppel und ein türkisches Minaret (Turm zum Ausrufen der Gebetsstunden) erheben; der junge Tag übergießt das Gebäude mit strahlendem Purpur wie mit einem Nimbus.

Das ist das Heiligtum des letzten Abendmahls.

Im mächtigen Eingangstor ist ein kleines Türchen offen; die Pilger treten schweigend in die Torhalle. Alles ist totenstill; und das ist kein Wunder, die Türken liegen noch im ersten, tiefen Schläfe. Denn es ist ihr Ramadan- oder Fastenmonat; da darf der Moslem den ganzen Tag über nichts genießen, erst abends ist ihm gestattet, sich zu sättigen. Er weiß sich aber zu

helfen: er macht den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage; er wacht bei Nacht, ißt, trinkt und belustigt sich in oft ausgelassenster Weise, bis der Kanonenschuß früh 4 Uhr ihm verkündigt, daß jetzt die Zeit zum Fasten, der Tagesbeginn, eingetreten sei. Da legt sich der Türke zur Ruhe und verschläft nun die Zeit des Fastens. So ist's kein Wunder, wenn alles totenstill ist, obgleich der Tag schon anbricht.

Jetzt wenden sich die Pilger zum ummauerten Hofe; dort drüben ist das Heiligtum; eine Steintreppe führt von außen zur Türe in den Abendmahlssaal. Da gibt einer dem andern ein Zeichen. Seitwärts steht unter der Torhalle eine im Schleier verhüllte Frauengestalt regungslos, die schwarzen Augen bloß auf sie gerichtet. Aber sie spricht nichts, sie läßt sie ruhig die Steintreppe hinaufgehen. Die Tür ist bloß angelehnt; sie öffnet sich, und die Christenschar tritt direkt in das Heiligtum ein, in den „Saal des Obergeschosses“, wie es im Evangelium heißt, in den Abendmahlssaal.

Hier hat also Jesus Christus, der menschengewordene Sohn Gottes, geweiht, persönlich geweiht, am letzten Abend seines Lebens. Hier hat er gebetet, die Abschiedsreden gehalten; hier hat er gewandelt und seinen Aposteln die Füße gewaschen; hier hat er das heilige Mahl gehalten nach Sitte der Israeliten und hat zum erstenmal das heiligste Opfer dargebracht, seine göttliche Primiz gehalten, die heilige Messe gestiftet für alle Zeiten als reines Speiseopfer für die ganze Welt; hier hat er die erste heilige Kommunion an die Seinigen gespendet, und auch an Judas; hier hat er zum letztenmal vor seinem Tode geweiht unter seinen Erwählten, um dann von hier zur tiefen Traurigkeit an den Ölberg hinüberzugehen. . . . Und das hat der Herr getan an demselben Tage, der heute ist — am ersten Gründonnerstage der Christenheit vor mehr denn neunzehnhundert Jahren.

Zwar ist der Raum von einem gotischen Gewölbe überspannt, welches zwei Säulen in gleichem Stil tragen; auch Türen und Fensteröffnungen zeugen von diesem späten Bau; allein das ändert nicht das mindeste an der Tatsache, daß hier die Stätte ist vom letzten Abendmahl. Auch die andern heiligen Orte in Bethlehem, Nazareth und Jerusalem sind ja mit Kirchenbauten, Altären usw. reichlich in späteren Zeiten versehen worden.

Was aber traurig anmutet, was herzerreißend wehe tut, das ist die äußerste Verwahrlosung dieses heiligsten aller Kirchenräume der Welt durch die Ungläubigen. Staub und Schmutz liegen überall auf dem Boden, an den Vorsprüngen der Wände; eine armselige Strohmatten auf einem Teil der Bodenquadern, mehrere an Schnüren aufgehängte Straußeneier und einige nüchterne und wertlose andere Ausstattungssachen bilden den ganzen Schmuck; unsägliche Trauer herrscht in dem entweihten Raume.

Und doch sind die Seelen der Pilger voll des heiligen, stillen Jubels, während man sich anschickt, die zur Darbringung des heiligen Opfers notwendigen kirchlichen Gegenstände, die man heimlich mitgebracht, paratzustellen.

Leise flüstert einer der Pilger dem andern zu: „Anno 1559 haben die Franziskaner den letzten Gründonnerstag hier gefeiert; das sind also jetzt genau dreihundert Jahre, nach welchen heute wieder eine heilige Messe hier gefeiert wird.“

Aber plötzlich öffnet sich die Türe; ein junger Türke von etwa zwanzig Jahren stürzt herein, mit ihm eine Anzahl von Kindern; er legt feierlich Verbot ein gegen jede religiöse Handlung der Christen, — das wäre eine „Entweihe“ des türkischen Gebetsraumes.

Dann stellt er sich als Schildwache auf, um jeden Schritt der Christenschar zu überwachen.

Es tritt ein Franziskanerbruder, selbst ein Araber, zu ihm, um ihm in seiner Sprache zuzureden — umsonst. Sogar das Geld, das man ihm anbietet, weist er zurück. Die einzelnen Pilger werfen sich da und dort nieder, um Gott anzuflehen, doch die Gnade ihnen zu gewähren, welcher sie sich schon so nahe sähen. Da erhebt sich plötzlich die Fürstin und winkt zweien der Frauen; sie ziehen unter beschwichtigenden Worten den jungen Fanatiker hinaus auf die Terrasse und sprechen ihm nochmals zu. Und siehe da, die hohe Frau erreicht, was den andern nicht gelungen ist. Der Türke läßt sich bewegen zu versprechen, daß er draußen vor der Türe der Terrasse eine halbe Stunde warten wolle; er reicht sogar zur Bekräftigung seines Versprechens der hohen Frau die Hand.

Nun wird in höchster Eile der kleine mitgebrachte Tragaltar auf einen Dreifuß gestellt, darauf Kruzifix und Kerzen, und hinter dem Tragaltar kniet, ihn stützend, ein Benediktinerpater; jetzt tritt der Erzbischof, bereits in die weißen priesterlichen Gewänder gehüllt, herzu und beginnt das Staffelgebet; ihm ministrieren die beiden Brüder, die Benediktinerpatres Maurus und Plazidus. Die Messe schreitet rasch voran. Schon beginnt der Erzbischof das Gloria zu beten.

Da gibt es eine Stockung. Seine Stimme versagt — er kann sich nicht mehr halten in heiliger Rührung und Ergriffenheit, er bricht in lautes Schluchzen aus.

Einer der dienenden Patres redet ihm leise zu; das Gebet wird wieder aufgenommen, die heilige Opferhandlung schreitet wieder vorwärts. Es folgt die Opferung, es erklingt die Präfation und das Sanktus — die Stillmesse beginnt.

Und jetzt ist das Wunder der heiligen Wandlung vollzogen.

Die Pilger ringsum mit dem Bischof am Altar, sie haben alles vergessen, was sie umgibt: die Armseligkeit, den Schmutz an entweihter Stätte, den wachstehenden Türken, die gotischen Säulen und Wölbungen des Heiligtums — die ganze äußere Welt ist in diesem Augenblick für sie versunken und verschwunden. Sie schauen mit den Augen ihres lebendigen Glaubens in diesem Zeitraum den göttlichen Heiland, wie er vor neunzehnhundert Jahren hier weilte beim Paschahmahle; sie hören seine Stimme sprechen: „Das ist mein Leib das ist mein Blut, das für euch und für viele wird vergossen werden“; vor ihren Augen schreiten die heiligen Apostel, schreitet die Mutter Gottes zur Osterkommunion, die Hand des Heilandes selber reicht sie ihnen.

Und die Fürstin betet tränenüberströmt: „O Herr, gib mir zu kosten etwas von der Süßigkeit, von deiner Hand gespeist zu werden mit dem Mahle des ewigen Lebens.“

Und die beiden Brüder am Altar, Brüder dem Fleische nach und durch das Ordenskleid, sie vernehmen klar und deutlich das Gebot des Heilands, das hier erklang und von hier ausging: „Tuet das zu meinem Andenken“; sie sagen sich mit Schauern heiliger Ehrfurcht: Hier ist die Geburtsstätte des heiligsten Sakraments des Altars, hier ist die Geburtsstätte des heiligen, reinen Opfers des Neuen Bundes, hier ist die Sonne für die ganze Welt aufgegangen, um nie mehr unterzugehen bis zum Ende der Tage; o selige, o heiligste Stätte, so heilig wie Bethlehems Heiligtum. Und von hier aus ist das Sanktissimum ausgezogen in die ganze Welt in stillem Siegeszuge: als Opfer, als Abendmahl, als Hirte und Lehrer und Tröster für Millionen; hier ist die Quelle des unermeßlichsten Stromes der Gnaden, des Heils, der Liebe, des Segens und Wohles für die Völker, für die ganze Menschheit, für alle Zeiten.

Und sie hören im Geist, wie es hier rauscht von den Fittichen der Cherubim und Seraphim, deren Heerscharen unsichtbar hier Wache halten Tag und Nacht, und sie hören, wie es klingt in tausendfachem, ehrfürchtigem, heiligem Chore: Lauda Sion, Salvatorem, und wie Millionen von andern Engeln es wiederholen in ewiger Melodienpracht. Und die beiden Ordensbrüder, sie sehen und fühlen und denken nur noch eins: das Wunder der Eucharistie. Und aus der Tiefe ihrer Seelen strömt, ohne daß die Lippen es sprechen, ein wunderbarer Wechselgesang, ein Hymnus der Anbetung und Liebe in ungehemmten Fluten empor.

„Kein Kirchlein ist so arm auf Erden, daß nicht ein Lichtlein brennte vor dem Heiligsten, und hier, o Herr, brennt keine Lampe. Und doch sollte hier die Sonne nicht untergehen, solange die Welt steht — o Wunder der Selbstentäußerung, der Demut des Gottessohnes —

„O laß hier zusammenströmen, deinem Auge sichtbar, den Schimmer aller ewigen Lampen, das Leuchten der Millionen Kerzen aus allen Kirchen der Welt, vom Anfang bis zum letzten heiligen Opfer, und den Widerschein aller Pracht zu Ehren des Sakramentes in den Gotteshäusern des Erdkreises —

„O laß hier zusammenrauschen den Widerhall der Millionen Gesänge und Gebete, das endlose „Gelobt und gebenedeit sei das heiligste Sakrament aller Christgläubigen der Kirche, das unaufhörliche Sanctus, Sanctus, Sanctus aller Engelchöre von den Himmeln her —

„O laß hier zusammenfließen allen Glauben, alle Liebe, heiligsüße Freude und Ströme des Himmelsfriedens und des Dankes der Millionen Christen, welche im Herrn kommunizieren, angefangen von ihrer ersten bis zu ihrer letzten heiligen Kommunion im Leben —

„O sei gepriesen und gelobt in Ewigkeit, heilige Stätte, an der der Herr die Quelle erschloß für die Wasser des ewigen Lebens —

„O sei gepriesen und gelobt in Ewigkeit, du heilige Stätte, an der der Herr seinen Grund- und Eckstein errichtete, den reinen Altar auf Sion für sein heiliges Speiseopfer auf ewig —

„O laß mich dich lieben mit verzehrender Liebe und dir dienen alle Stunden meines Lebens, dir dienen im heiligsten Sakramente —

„O laß mich versenkt bleiben in deiner Betrachtung, daß meine Seele nichts weiß und wissen will als allein dich und das Geheimnis deiner Liebe —

„O laß uns üben deinen heiligen Dienst mit der Reinheit der Engel, mit der Ehrfurcht der Engel, mit der Andacht und Treue der Engel —

„O laß uns den Dienst und die Anbetung deines heiligsten Sakramentes nach Kräften ausbreiten in aller Welt —

„O laß mein Leben sein ein Licht, das vor dir brennt und sich für dich verzehrt, wenn auch unter tausend Schmerzen —

„O laß mein Leben sein ein Psalmensang und ein Harfenklang zu Ehren dir allein und deiner Wunder im Sanktissimum, und schone die Harfe nicht und schlage sie selbst mit starker Hand, bis ihre letzte Saite springt —

„O blicke, Herr, in mein Herz, und sieh gnädig an und nimm an, was darin lebt zu deiner Ehre, und billige sein Unternehmen und heilige es mit dem Geiste, in welchem du hier für die Deinigen dein letztes Gebet verrichtet hast —

„O segne, Herr, mit deiner Gotteshand das kleine Samenkorn, das wir hierhergetragen haben, damit es von Sion ausgehe und wachse und gedeihe —

„Und wir wollen nie Sions vergessen in Ewigkeit; stets soll unser Herz hier sein —

„O kette uns mit besonderer Kraft und Liebe an dein heiliges Sion, o Herr, und befreie es nach deinem Willen bald aus den Händen der Ungläubigen — — — —“

Jetzt knieten die Pilger — es waren gerade zwölf an der Zahl — dicht um den Altar, und nun empfingen sie die heilige Osterkommunion aus der Hand des Erzbischofs, die Osterkommunion an der Stätte, wo Christus selbst sie einstens gespendet hatte, die Osterkommunion an der Stätte, an welcher seit genau dreihundert Jahren heute erstmals wieder das heilige Opfer dargebracht wurde. Und auf den Silberschwingen des Glaubens und der Liebe schwebten ihre Seelen schon, vereint in seliger Himmelsfreude mit ihrem Heiland, hoch über dieser Welt und ihren Niedrigkeiten. — —

Und was am tiefsten jedem das Herz bewegte, das legte er in diesen heiligsten Augenblicken in süßem Gebete, in kindlichem Flehen und Bitten vor.

Besonders die Fürstin. Sie war ganz und gar versunken im innigsten Zwiegespräch mit dem, welchen sie liebte, mit ihrem Heilande. Sie betete mit dem Vertrauen eines Kindes und mit der Kraft einer Heiligen. Und wer in ihre Seele hätte schauen können, der hätte erfahren, wie die hohe Frau diese ihre heiligste und glücklichste aller Osterkommunionen in der Meinung empfing, einmal, daß Gott ihr selbst eine vollkommen würdige, letzte heilige Kommunion als Gnade gewähre, und sodann, daß er die Abendmahlsstätte bald der Kirche Gottes wieder schenken wolle. *

* Historisch — nach dem eigenen Tagebuch der Fürstin.

Jetzt spendet der Bischof den letzten Segen; da öffnet sich schnell die Türe, und der junge Türke tritt ein mit höchster Bestürzung auf dem Gesichte. — „Schleunigst fliehen!“ sagt er, da die türkischen Derwische Kunde bekommen hätten und er jetzt für nichts mehr eintreten könne. Der Erzbischof legte, während er das letzte Evangelium betete, rasch die heiligen Gewänder ab, Altarstein, Leuchter, Kruzifix, Kelch usw. wurden von den verschiedenen Personen rasch verpackt und an sich genommen, und wenige Minuten später waren die Pilger draußen und schritten durch das jetzt geöffnete Sionstor wieder nach Jerusalem hinein, um in der Grabeskirche des Heilands ihre eigentliche Danksagung für die außerordentliche Gnade dieser einzigartigen Osterkommunion zu machen.

Der Erzbischof aber stellte jedem der Teilnehmer eigenhändig einen Kommunionzettel aus mit dem ausdrücklichen Beifügen, wann und wo diese Ostern gefeiert worden seien — ein Kommunionzettel einziger Art.

Am 29. September desselben Jahres 1860, mittags, knieten die vier Personen, zwei Damen, in Schwarz gekleidet mit dem Schleier auf dem Haupte, wie derselbe vorgeschrieben ist bei päpstlichen Audienzen, und zwei Benediktinermönche in der Peterskirche zu Rom vor der Balustrade, welche über dem Grab des hl. Petrus, mit zweiundsiebzig Lampen ausgestattet, die Konfession umgibt. Ihre Augen strahlten vor Freude; sie kamen eben von der Privataudienz beim Papst Pius IX. und legten ihren Dank am Apostelgrabe nieder. Wir brauchen nicht erst ausdrücklich zu sagen, daß die Damen die Fürstin und ihre

Gesellschafterin, die Mönche die beiden Patres Maurus und Plazidus waren, dieselben Personen, welche wir im vorhergehenden Jahre vor Tivoli droben gesehen haben. Die beiden Ordensbrüder hatten vom Heiligen Vater selbst die Sendung in den Norden — zunächst nach Deutschland — erhalten und seinen apostolischen Segen für ihr Unternehmen, dort eine Benediktinerniederlassung zu gründen; die Fürstin aber, die Protektorin und Wohltäterin des Unternehmens, war auf den Wunsch des Papstes während der Audienz neben dem Throne Seiner Heiligkeit gestanden, eine besondere Auszeichnung um ihrer hohen Verdienste willen. Und morgen schon wollten sie Abschied nehmen von Rom und von St Pauls Heiligtum vor den Mauern Roms, um über Marseille nach Maria-Einsiedeln zu fahren und hier, auf deutschem Boden, all ihre Anliegen und ihre ganze Zukunft der Mutter des Herrn, der Königin der Heiligen zu empfehlen.

Nach so vielen und langen Vorbereitungen, nachdem sie den Segen zu ihrem Unternehmen unter so außerordentlichen, fast wunderbaren Umständen in der Stadt des Erlösers, auf Sion selbst, geholt, nachdem sie ihn vom Oberhaupt der ganzen Kirche in Rom erhalten hatten und von der Mutter Gottes an ihrem großen Wallfahrtsorte, nachdem sie selbst alle von den reinsten und höchsten Beweggründen geleitet wurden: da konnte ja der Erfolg nicht ausbleiben, da mußten ja alle Wege geebnet sein und die Zukunft gesichert.

Hier könnte die Erzählung schließen; es wäre ein befriedigender Abschluß. Aber die Wirklichkeit, wie sie von der Vorsehung Gottes geschaffen wird, übertrifft himmelhoch alle Dichtung. Und so soll auch die Wirklichkeit das Wort noch haben bis zum Ende.

Es war zwei Jahre nach dem Geschilderten; man zählte 1862, und die heilige Osterzeit war wieder angebrochen.

Am Niederrhein drunten war es, da wandelten drei Männer, zwei davon in der Ordenstracht des hl. Benediktus, der dritte in einfacher geistlicher Kleidung, im Sonnenschein des Ostermontags nachmittags zur Freizeit langsam auf und ab neben einem kleinen, armseligen Gebäude, an welches ein Gärtlein stieß. Und sie sprachen miteinander von den Ereignissen der letzten Zeit, und wie alles bisher gegangen war, seitdem sie sich hier befanden.

Es waren die beiden Patres Maurus und Plazidus, die wir kennen, und ihr erster und einziger Novize, ein junger Philosophiedoktor aus Sigmaringen.

„Gottes Wege sind nicht unsere Wege, und seine Gedanken nicht unsere Gedanken“, sprach der eine der beiden Patres; „mit der größten Hoffnung auf ein gutes Gedeihen der heiligen Sache kamen wir über die Alpen, und von Tag zu Tag sanken unsere Aktien, um diesen Ausdruck zu brauchen, tiefer. Wir kamen von Sion, von Rom, von Einsiedeln, wir glaubten, die Wege seien ein bißchen geebnet — und überall, wo wir anklopften, ging's uns beinahe wie dem heiligsten Paare in Bethlehem. Immer bescheidener, immer geringer wurden unsere Erwartungen. Und so sind wir hierhergekommen. Unsere Reise hat in manchem wirklich Ähnlichkeit gehabt mit dem Vorabend der heiligen Weihnacht in Bethlehem. In Münster wollte uns niemand kennen und aufnehmen — doch das ist ja ganz nebensächlich —, aber die Gründung dieses Klosters ist wohl einzigartig vor sich gegangen —“

„Nicht nur der heilige Vater Benediktus, sondern auch St Franziskus hätten ihre helle Freude daran gehabt“, sagte der andere Pater; „ja, das war auch eine Vermählung mit der heiligen Armut im vollsten Sinn — — —“

„Erzähl's dem Novizen“, ermunterte sein Bruder, und er fuhr fort: „Ja, dieses Fest der heiligen Scholastika, der Schwester unseres heiligen Vaters Benedikt, war schon einzig. In der Frühe um 7 Uhr — es war noch stockdunkel, was kein Wunder ist am 10. Februar — begannen wir beide mutterseelenallein die Klostergründung; d. h. ein Franziskanerbruder hat uns barmherzigerweise noch ausgeholfen, sonst hätten wir keinen Ministranten beim Gottesdienst gehabt. Das Altärlein war arm genug in dem Zimmer, welches „Hauskapelle“ genannt wurde; Pater Maurus hielt als Prior die heilige Messe, ich kniete auf dem Boden daneben; die Wände glitzerten vor Eis und Reif, denn es war bitterkalt, und unser Lager waren zwei Holzblöcke mit ein paar Brettern darüber. Trotzdem sangen wir beide das Tedeum aus innerstem Herzen, und nachmittags die Vesper —“

„Bloß Sie beiden Patres!“ staunte der Novize.

„Gewiß; wir bildeten die beiden Abteilungen im Chorgebet und Chorgesang.“

„Und zu dem vergitterten Fensterlein neben der Kapelle schaute unsere Gönnerin und Wohltäterin herein, um dem Gottesdienst zu folgen, die Hoheit, welche in Jerusalem auf Sion für uns und mit uns gebetet hat zu dem Unternehmen.“

„Und so armselig und klein mußte nach Gottes Ratschluß angefangen werden mit der Wiedereinführung der Benediktiner in Preußen, nachdem dieselben volle sechzig Jahre ausgetrieben waren.“

„Das ist vielleicht gerade ein Anfang, der Großes verspricht“, fügte der andere Pater an.

„Darüber habe ich mir gar nie Gedanken gemacht, daß wir so arm und gering und klein anfangen mußten, so recht mit der Armut von Bethlehem“, erwiderte sein Bruder; „das entspricht ganz der Erfahrung und der übernatürlichen Ordnung der Dinge.“

„Und besonders, wenn man sich von Sion, vom Mittelpunkt Jerusalems her datiert — da muß man auch darauf gefaßt sein, mit dem Herrn den Kreuzweg zu gehen, und wenn's auch so weh tut, daß es einem bis ins Mark geht — gelobt sei Gottes Wille tausendmal — er ist allein wahr und gut.“

„Übrigens sehe ich unsern gegenwärtigen Aufenthalt trotz alledem nicht als unsere wirkliche bleibende Stätte hienieden an“, sagte der andere Ordensmann; „ich glaube vielmehr, daß wir hier, wo doch alle Verhältnisse trotz des besten Willens der guten Leute ganz unzulänglich sind, nicht bleiben können.“

„Die beiden Jünger sind ja auch von Jerusalem nach Emaus gewandert, und der Herr ist mit ihnen gegangen“, wagte schüchtern der Novize zu sagen.

„Wo soll aber unser Emaus sein?“ fragte Pater Maurus lächelnd; „hier wird ja freilich unseres Bleibens nicht sein. Es ist aber gewiß nicht umsonst — im Gegenteil, das, was wir hier erfahren und begonnen haben unter Tränen, das ist ein Anfang nach dem Herzen des göttlichen Heilandes, und aus diesem Senfkorn, hoffen wir, wird mit der Zeit ein Baum erstehen. Aber vorerst zeigt sich nirgend etwas zu unsern Gunsten. Oder wissen Sie was, Herr Doktor Sauter?“

Der Angeredete errötete leicht und sagte dann: „Etwas ist mir schon oft genug und immer wieder in den Sinn gekommen, und da ich gefragt werde, so halte ich's für eine Pflicht, auch zu sagen, was ich meine. Ich denke an meine Heimat im schönen Hohenzollern zurück, und zwar an ein verlassenes Kloster in einer ganz weltabgelegenen Gegend

— — — o, das wäre herrlich!“

„Und wo wäre denn das?“ fragte Pater Maurus.

„Das ist im wunderherrlichen Donautale zwischen Tuttlingen und Sigmaringen, auf preußischem Boden, und es ist das alte Kloster Beuron.“

„Beuron?“

„Ja, es ist ein altes Augustinerkloster gewesen bis zur Säkularisation, und es gehört jetzt dem Fürsten von Sigmaringen. Die Kirche hat ein Gnadenbild, eine schmerzhaftige Mutter Gottes; zu ihr kommen immer noch einzelne Leute hin; Gottesdienst ist freilich keiner mehr in der Kirche, außer wenn eine Wallfahrt kommt. Und die Kirche ist groß und hat schöne Altäre und einen heiligen Martinus an der Decke gemalt, der ist berühmt auf dem Heuberg und im Oberland, weil man ihn überall auf sich herreiten sieht. Und da gibt's eine Prophezeiung, daß es wieder erstehen werde zu einem wirklichen Kloster.“

„Ist's wahr? Was wissen Sie davon?“ fragte einer der Patres. -

Und der Novize erwiderte: „Mit dem alten Geistlichen Rat Geißelhardt von Sigmaringen, der sein Lebtag ein Vater der Waisen und der Studenten war, sind wir alle Jahre ein- oder zweimal durchs Donautal marschiert in den weltverborgenen, weiten Beuroner Talkessel, von dem man keine Ahnung hat, bis man drinnen ist. Und wenn man drinnen ist und es schauen ringsum die hohen Felsen und Bergwände auf einen herab, da wundert man sich, wie man hier hereinkam, und noch mehr, wie die Donau ihren Weg hinein- und wieder hinausfindet —“

„Das wäre ja das Ideal der Stätte für ein Kloster“, sagte Pater Maurus. -

„Und da haben wir die verlassene Klosterkirche besucht und darin vor dem Gnadenbild gebetet und gesungen — das Stabat mater, und unser Führer, der fromme Geißelhardt, sagte jedesmal zu uns: „Ja, so steht das Gnadenbild hier und sagt zu allen, die hereinkommen: posuit me desolatam — ich stehe verlassen hier an verlassener Stätte; und er fügte jedesmal bei: „Wollte Gott, daß jetzt die Zeit der Verödung ihrem Ende nahe; die sechzig Jahre sind demnächst vorüber.“

„Von welchen sechzig Jahren sprach er da?“ fragte Pater Plazidus.

„Von einer Art Prophezeiung, welche im Volke lebt seit der Säkularisation“, erwiderte der Novize.

„Das ist ja ganz merkwürdig“, sagte Pater Plazidus.

„Ja, im Jahre 1798, so erzählt man sich noch, hat der fromme Pater Lechleitner bei der Einführung des damaligen Abtes in Beuron das Wort gesprochen: „Dieser Abt wird der letzte unseres Stiftes sein.“ Und dann habe er weiter gesagt: Sechzig Jahre lang werde dann das Kloster verlassen und verödet sein, dann aber kehre es wieder für immer in die Hände einer Ordensfamilie zurück.“

„Merkwürdig — und das sagt das Volk?“ fragte Pater Maurus.

„Sagt es und glaubt daran; denn der alte Pater Lechleitner ist ein heiligmäßiger Mann gewesen“, war die Antwort; „und die sechzig Jahre sind jetzt am Ende, denn anno 1802 wurde Beuron aufgehoben.“

„Mir brennt's im Herzen wie die Verheißung des ersehnten Zieles“, sprach Pater Maurus für sich und fügte an: „Und in wessen Besitz ist das Kloster Beuron heute?“

„Dem Fürsten von Sigmaringen gehört es; ein paar Beamte wohnen in einem Flügel, im andern hat der Wirt seine Fässer, seine Wagen und Schlitten; es sieht böß verwahrlost aus; kein Fenster ist mehr ganz, aber der Bau selbst steht noch fest da.“

„Dem Fürsten von Sigmaringen gehört es?“ kam's freudig aus dem Munde der beiden Brüder; „das ist ja der nächste Verwandte unserer Hoheit, unserer geistlichen Mutter — o das ist ein gutes Vorzeichen!“

„O — wenn wir berufen wären nach Beuron!“ sagte Pater Plazidus, „wie wollten wir unser Leben lang Gott danken, wie wollten wir das Gnadenbild in Ehren halten!“

„Ich will heute noch mit der Fürstin, unserer Stifterin, darüber reden“, schloß Pater Maurus, der Prior der dreiköpfigen Klostersgemeinde, die Unterredung und die Erholungsstunde. Und von da an war's, wie wenn eine neue Sonne aufgegangen wäre voll heiliger, großer Hoffnungen und Erwartungen in in ihren Herzen, wie wenn sie nun auf dem Wege zu ihrer endgültigen Heimat wären.

Als Pater Prior Maurus der Fürstin den Gedanken an Beuron nahelegte, war sie freudig berührt. Dann sagte sie:

„Baron Gudin, der Vater meiner Gesellschafterin, ist der Domänendirektor meines Sohnes, des Fürsten, und weilt gegenwärtig in der Nähe von Emmerich; reisen Sie, hochwürdiger Herr Prior, in Gottes Namen zu ihm und besprechen Sie vorläufig die Frage des Ankaufs. Ich wünschte den Kauf abzuschließen.“ —

Anfangs Mai fand diese Besprechung statt, und immer mehr zeigte sich, wie außerordentlich geeignet Beuron für die Niederlassung wäre; der Fürst war gern bereit zur Genehmigung des Verkaufs; es handelte sich nur mehr darum, ob auch der Erzbischof von Freiburg, in dessen Diözese Beuron liegt, seine Genehmigung erteilte.

Es war am 19. Mai, da stand Prior Maurus vor dem heiligmäßigen Erzbischof von Vikari in Freiburg und trug sein Anliegen vor. Und nachdem alles eingehend besprochen war zur vollen Befriedigung des Kirchenfürsten, da nahm derselbe in tiefer Bewegung sein violettes Tonsurkappchen ab und sprach innig und aus ganzem Herzen: Deo gratias, Deo gratias! Dann trat er zu seinem Schreibtisch, nahm einen Brief und sprach: „Pater Prior, Sie sind heute auf der Eisenbahn zwischen Offenburg und Kenzingen an dem alten, längst aufgehobenen Kloster Schüttern vorübergefahren. Dasselbe hat einstens auch Ihrem Orden angehört. Der letzte Benediktiner dieses Klosters aber lebte — wenigstens gestern noch; für heute wird wegen seiner Gebrechlichkeit der Eintritt des Todes erwartet; vielleicht ist er schon erfolgt. Er ist überhaupt der letzte Benediktiner unserer Erzdiözese aus der Zeit der Klosteraufhebung. Und nun gibt uns der gütige Gott den Trost, daß am Tage, an welchem unser letzter Ordensmann die Augen schließt, schon der erste Mönch des neuen Benediktinerklosters im Lande erschienen ist, so daß der Ring zwischen Vergangenheit und Zukunft genau sich schließt. Das ist Gottes Vorsehung, Gottes Erbarmung, und das gibt uns wie Ihnen den großen und süßen Trost, daß Gottes Hand hier waltet; das gibt die Gewähr, daß Gottes reichster Segen auf Beuron und seiner Neugestaltung ruhen wird.“

Ende September 1862, genau zwei Jahre, nachdem die beiden Brüder Maurus und Plazidus mit der Fürstin-Stifterin vor dem Throne Pius' IX. gekniet waren, wurde der Kauf

abgeschlossen, und Beuron war erlöst. Auf Mariä Empfängnis desselben Jahres übernahm Pater Plazidus die Pfarrei, und die Gebäude wurden wieder in stand gesetzt; auf Pfingsten 1863 wurde das Kloster als solches feierlich eröffnet, und fünf Jahre später, wiederum um die Zeit, da sich die Privataudienz jährte, Ende September 1868, ward es zur Abtei erhoben.

Der Olzweig, welchen die Gründer der neuen Kongregation zusammen mit ihrer Protektorin am Gründonnerstag 1860 auf den Altar und Abendmahlstisch auf Sion niedergelegt hatten, damit er hier seinen Segen erhalte für alle Zeiten, wuchs und grünte nun fröhlich zum Baume heran; er war gepflanzt an der rechten Stätte, und seine Wurzeln saugten reichlich ihre Nahrung aus den Quellen des Gnadenstromes Gottes.

Die zwei ersten Jahre in Materborn in Westfalen, inmitten tiefer Armut und rührender Bescheidenheit aller Verhältnisse, während keine Sonne sich zeigte und der Himmel immer kalt und trostlos grau zu bleiben schien, während die Brüder aushielten mit eherner, kraftvoller Geduld und unzerstörbarem Gottvertrauen, während sie nicht aufhörten zu beten und zu arbeiten: das war das Noviziat der jungen Kongregation gewesen, die Probejahre; nun waren sie vorüber, und in voller, wolkenloser Pracht stand der Himmel über dem neuerstandenen Beuron, dem gottgewollten festen, herrlichen Sitze der neuen Ordensgenossenschaft.

Wie oft mochten die beiden Brüder Maurus und Plazidus zurückgedacht haben an jenen ersten Einstand in das Klösterlein zu Materborn mitten in grimmigem Frost, in bitterster Armut und Unzulänglichkeit, und mit ganzen zwei Klosterinsassen in tiefster Verborgenheit — und an die Eröffnung des Klosters Beuron in hellster Pracht des Sommers, umgeben von einer großen Schar aus dem Klerus zweier Diözesen und einer nach Tausenden zählenden Volksmenge, aus deren Augen eine unaussprechliche Befriedigung und Freude leuchtete, und auf dem Grunde sicherer Aussichten für die gesegnete innere und äußere Entwicklung des Klosters.

Und wie manchmal mögen sie sich gesagt haben: Wer hätte gedacht, daß der bescheidene, jugendlich fröhliche Schwabenjüngling, der als erster Novize an der Tür des armen Klösterchens zu Materborn anklopfte, auch schon der gottgesandte Bote war, der ihnen erstmals den Namen „Beuron“ nennen und ihnen die Stätte der künftigen blühenden Abtei, die ihnen bis dahin völlig unbekannt war, zum voraus beschreiben sollte! Was sie selbst bisher vergebens gesucht hatten, so eifrig und unermüdet sie sich umsahen, das sandte ihnen der liebe Gott durch ihren ersten Novizen zu als einzigartige Mitgabe für die Genossenschaft, die ihn aufnahm.

So stand ihr Herr und Heiland schon dicht hinter ihnen wie einstens hinter den Jüngern von Emaus, ohne daß sie es ahnten, mit Händen voll des Glückes und des Segens für sie.

Es war ein Ereignis für die Katholiken von Hohenzollern, Baden und Württemberg, jenes Pfingstfest 1863.

Und wie sich das Angesicht Beurons erneuerte, so verging kein Tag, an welchem nicht fromme Pilger, oft in hellen Scharen, herniederzogen ins Tal zum Gnadenbilde und zu den frommen Mönchen; es verging kaum eine Woche, in der nicht ein Ankömmling vor der Pforte stand und um Aufnahme bat; Hunderte und Hunderte strömten herbei, um sich in stiller Zurückgezogenheit im Bade der Gnaden zu stärken, Geistliche und Weltliche, und Beurons Name wurde mit Freude und Begeisterung genannt in immer weiteren Kreisen

Süddeutschlands.

In einem bescheidenen, kleinen, abgesonderten Teil des Klosters aber wohnte diejenige, welche als geistliche Mutter der Kongregation ihrer Tochter das neue und einzigartige Heim erworben, bereitet und geschenkt hatte: die edle Fürstin. Das Kloster hing an ihr mit unbegrenzter Dankbarkeit und Verehrung, und sie hatte Anteil an allen Gebeten und Gnaden desselben, und kein Novize trat ein, welchem nicht von den älteren Brüdern mitgeteilt wurde, was die Fürstin alles getan, und welcher nicht zur steten Dankbarkeit verpflichtet worden wäre. Auch das Volk wußte davon und sagte es weiter mit stiller Bewunderung und Befriedigung.

Die hohe fürstliche Frau selbst aber verblieb in ihrer demütigen Verborgtheit und Zurückgezogenheit, betend, sich heiligend und sorgend für die Ihrigen. Daß sie ein großes, ein seltenes Opfer gebracht hatte, davon drang kaum etwas in die Öffentlichkeit. Sie hatte ihren irdischen Besitz, ihr Vermögen hingegeben, um Beuron der Kongregation zu erwerben; sie war arm geworden, in Wahrheit eine Arme des Klosters. Was das heißt, kennt nur der, welcher wie die edle Fürstin gewohnt war, auf den Höhen des Lebens und der Gesellschaft, unabhängig und frei nach allen Seiten hin dazustehen. Es war nicht nur ihr Vermögen, sondern auch ein Stück des eigenen Ich, was die hohe Stifterin als Kaufpreis für Beuron zahlte; Gott weiß allein, wie groß, wie tief und schwer dieses Opfer gewesen ist.

Aber die Fürstin gab mit Freuden alles hin, um Gottes und seiner Ehre willen.

Sie war nicht umsonst am Gründonnerstag auf Sion in Jerusalem gekniet, sie hatte nicht umsonst ihr heiliges Unternehmen tief eingetaucht in das bittere Leiden des Herrn an der Stätte, wo es seinen Anfang nahm. Sie wußte, daß sie die unschätzbare Gnade der Gründonnerstagsmesse im Abendmahlssaale auf Sion bezahlen mußte mit wahren Opfern, mit Leiden, und ihre große Seele war bereit dazu. Sie hatte an jener Stelle weilen dürfen, an welcher der Gottessohn, der Herr der Welt und die Heiligkeit selber auf dem Boden gekniet ist, um seinen schwachen, sündigen, unvollkommenen Jüngern und Geschöpfen demütig die Füße zu waschen und zu trocknen, und sie hatte dieses Geistes ein reiches Maß in sich aufgenommen.

Und der Segen des Opfers und der Entsagung, des Leidens, des Sichselbstabsterbens, welcher ihr auf Sion zu teil geworden, blieb auf ihr und waltete weiter. —

Die Abtei Beuron war im mächtigen, herrlichen Aufblühen begriffen, — über zwölf Jahre waren verflossen seit dem Tage der Wiedereröffnung des Klosters. Da zogen, nachdem sie noch das Stabat mater, von Altar zu Altar Abschied nehmend, gesungen hatten, die Mönche von Beuron reisefertig vorüber an ihrer Fürstin, welche an der Pforte des Klosters stand, und tauschten mit ihr den letzten Gruß; sie zogen hinaus in die Verbannung, in den kalten Winter, der auf der Erde lag und alles Leben deckte. Aber trockenen Auges, ungebeugten Willens, auch ein Schwert im Herzen, sah die geistliche Mutter ihre Söhne von sich gehen in eine unbekanntes Zukunft. Und sie blieb zurück mit wenigen Getreuen an der abermals verödeten Stätte. Vor zwölf Jahren hatte sie ihr Vermögen für Beuron hingegeben; jetzt hatte Gott das Opfer verlangt, daß sie ihre Stiftung aufgelöst, vielleicht vernichtet sah, daß die Ihrigen von ihr getrennt wurden und sie in dem vereinsamten Beuron zurückblieb wie eine Mutter am Grabe ihres Lieblingskindes. Zwölf volle Jahre dauerte diese Zeit der Heimsuchung, während sie das einsame Kloster hütete in unentwegter Treue.

Draußen aber, jenseits der deutschen Grenzen, blühte und wuchs und gedieh die junge Kongregation geradezu wunderbar heran; wie von geheimnisvoller Kraft angezogen, strömten ihr jetzt erst recht zahlreiche Mitglieder aus Schwaben wie aus den Rheinlanden zu. Und bald verlautete, daß die „Beuroner“, obgleich sie verbannt und vertrieben waren von ihrer Heimat, jetzt in Böhmen und jetzt in Steiermark, jetzt in Belgien und jetzt in England Tochterklöster errichteten, und daß alle herrlich erblühten in heiligem Wandel und möglichst vollkommenem Gottesdienste. Mit welch edlem Mutterstolze mag die hohe Frau alle diese fast wunderbaren Erfolge vernommen haben! Und doch — wer weiß, ob es ihr nicht gegangen ist wie tausend Müttern, wenn ihr Sohn, der Mittelpunkt ihres Lebens und Hoffens, erwachsen als ein Mann dasteht und nun seinen gottgezeichneten Weg weiterschreitet. Bis dahin hat der Sohn fast ausschließlich der Mutter gehört — nun gehört er seinem Berufe, nun gehört er der Öffentlichkeit, und die Mutter muß sich daran gewöhnen, daß er ohne sie und außerhalb ihrer Sphäre seine Pflichten erfüllt und seine Bahn durchschreitet. Es mag ein Mutterherz schwere Kämpfe, große Opfer kosten — dieser Übergang. Aber die Mütter haben auch hier das Recht, sich an der Mutter Gottes selber zu trösten, deren Abschied von ihrem göttlichen Sohne, ehe er ins öffentliche Leben trat, zu allen Zeiten in der Kirche innig betrachtet und tausendfach behandelt worden ist.

Und die hohe Fürstin, die geistliche Mutter der Kongregation, sie war nicht umsonst auf Sion gewesen, an der Stelle, an welcher die Mutter Gottes geweiht hatte bis zu ihrem Lebensende; sie hat in jenen zwölf Jahren, da sie fast allein das verlassene Beuron hütete, all die Opfer gebracht, all die Selbstverleugnungen, die Demutsproben und schweren geistigen Abtötungen auf sich genommen, welche jene Zeit mit sich brachte. Sie hat zweifellos Tag für Tag, Woche für Woche gefühlt, wie dieser und jener der vielen natürlichen und äußerlichen Fäden, welche sie mit ihrer Kongregation verbanden, leise sich löste, weil er sich lösen mußte. Vielleicht ist ihr auch, wenn es um sie selbst so einsam und so still war und sie sich vergessen von der Welt erschien, während draußen die Beuroner Kongregation einem Riesen gleich ihren Gang ging, das Wort des Evangeliums in den Sinn gekommen: „Er muß zunehmen und wachsen, ich aber abnehmen.“

Aber das zwölfjährige Opfer sollte gekrönt werden. Im August des Jahres 1887, nachdem seit der Verödung Beurons wieder zwölf Jahre dahingegangen waren, kehrten die Söhne des hl. Benediktus zurück, und es war ein Fest, dessen geistige Jubelklänge in Millionen Seelen und Herzen nachrauschten. Jetzt war die Fürstin wieder vereinigt mit ihren Söhnen, jetzt konnte sie mit ihnen das Erbe wieder teilen, das sie ihnen so treu bewacht und behütet hatte. Und die Freude war vollkommen.

Jetzt konnte die Stifterin sprechen: „Nun kann ich im Frieden scheiden, denn meine Augen haben das Heil gesehen, die Auferstehung Beurons.“ Und es mag für sie ein hoher, heiliger Trostgedanke gewesen sein, wenn dereinst der Tod ihr die Augen schließen würde, dann zu wissen, daß ihre letzte und bleibende Stätte in der Klostergruft sei, mitten im Klosterfrieden und umgeben von dem Segen der lebendigen und der toten geistlichen Söhne, auf ihrem eigensten Eigentum, das sie erkaufte mit Hingabe all ihres Besitzes. Vielleicht ist ihr der Gedanke auch einmal nahegetreten, wie ihr stummer Sarg mit beredter Sprache noch nach Jahrhunderten der Zukunft sagen würde, wer die Stifterin der berühmten und großen Beuroner Kongregation war: der Sarg, den sich die starke Christin bereits seit Jahren hatte fertigtstellen lassen für die Klostergruft.

Aber Beurons Gründung ist von Sion ausgegangen, und Sions Höhen predigen Schmerz und

Leid, Selbstverleugnung und Selbsthingabe bis zur Selbstvernichtung um Gottes willen und die tiefste Demut. Und unter diesem Gesetze stand Beurons Stifterin; sie sollte mit demjenigen, welcher nach dem Worte des hl. Franziskus am Kreuze verlassen war von allen, mit Ausnahme der Armut — arm werden bis in den Tod hinein. Mit einer Willenskraft und Entschiedenheit, mit einem Starkmut und einer Energie, welche nur ihr eigen waren, hat sie den letzten Schritt getan, das letzte Opfer gebracht, hat sie sich vollständig freigemacht vom letzten Eigentumsrecht, vom letzten Heimatsrecht auf Beuron, ist mit einer heiligen Strenge, die gegen sich selber noch weit erschütternder war als für ihre geistlichen Söhne, freiwillig von ihnen gezogen, um ferne von Beuron den Rest ihres Lebens zu vollenden und zu sterben.

Es war am 7. Juli 1890, als die bereits leidende hohe Frau Abschied nahm für diese Welt von ihrem Beuron — in gewissem Sinne hatte sie ein Recht darauf, so zu sagen —, um in das mildere Klima Freiburgs zu übersiedeln. Nicht wiederholte Bitten des Erzabtes Maurus und durch ihn des ganzen Konvents, nicht die innige und unzerstörbare Geistesgemeinschaft mit dem Kloster vermochte sie zurückzuhalten, nicht einmal die Erkrankung des Erzabtes, welche allerdings noch nicht sehr bedenklich erschien. Es war, wie wenn sie in diesem Scheiden zum Ausdruck bringen wollte: „Meine gottgegebene Aufgabe an und in Beuron ist erfüllt; ich aber will auch nicht einen Moment länger den Schein erwecken, als ob ich von dem Ruhme Beurons in der Weise dieser Welt zehren wollte.“ Die hohe Frau hatte ja die Gewißheit, daß in der Kongregation selbst, nicht bloß in Beuron, sondern in allen Zweigen derselben, ihr Name für immer mit goldenen, unauslöschlichen Buchstaben zusammen mit der ewigen Dankbarkeit des Ordens eingeschrieben sein werde.

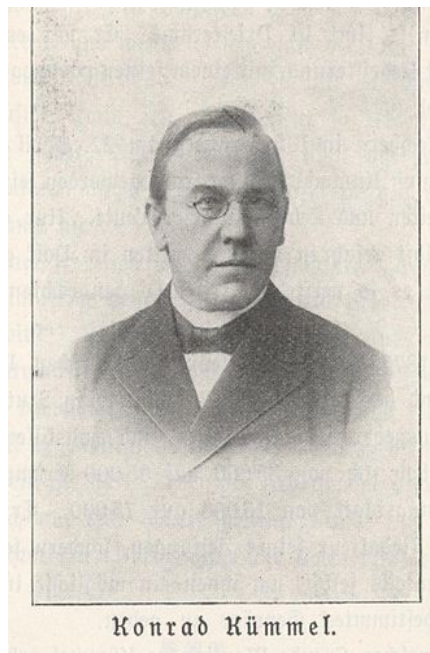
Am 7. Juli verließ die Fürstin Beuron, am folgenden Tage entschlief Erzabt Maurus zum ewigen Frieden. Und er liegt in dem Sarge bestattet, welchen die Fürstin siebzehn Jahre früher schon für sich bereiten ließ; es war die letzte Stiftung, welche sie machen, das lebte, was sie hingeben konnte an den ehrwürdigen geistigen Vater Beurons.

Am Aschermittwoch 1893, nachdem zwei Tage vorher das Evangelium verkündigt worden war: „Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem, nach Sion“, schloß Fürstin Katharina von Hohenzollern, Beurons Mitstifterin, ihre Augen im seligen Tode. Von Gott wird sie den vollen Lohn, die Krone des ewigen Lebens, empfangen haben; gewiß ist ihr Gebet auf Sion an jenem Gründonnerstag um eine vollkommene, gute letzte Kommunion hier erfüllt worden. Sie starb aber nicht, ohne bereits das erste leise Dämmern zu schauen zur Erfüllung ihres zweiten Gebetes um die baldige Rückkehr Sions an die Christen. Im November 1892 besuchte ihr hoher Verwandter, Kaiser Wilhelm II, das Beuroner Kloster in Maria-Lach. 1898, am Tage vor Allerheiligen aber, stand er mit seiner Gemahlin und glänzendem Gefolge persönlich auf Sion in Jerusalem und verkündigte, daß er die Dormitio Mariae neben dem Abendmahlssaale vom Sultan erworben habe, den deutschen Katholiken schenkweise überlasse, damit sie ein Heiligtum darauf errichten, und im Frühjahr 1906 ist das Heiligtum auf Sion, wenn auch erst teilweise ausgebaut, feierlich geweiht und von deutschen Mönchen in Besitz genommen worden. Damit haben die Klostersniederlassungen der Beuroner Kongregation die Apostelzahl zwölf erreicht.

Jener für immer denkwürdige Tag war der 31. März, das Fest des hl. Benediktus, des großen Ordensstifters. Die Mönche, welchen jetzt das Heiligtum auf Sion anvertraut ist, und die nun ein eigenes Kloster auf Sion selbst haben, sind Beuroner Mönche: die Patres Kornelius Kniel, Mauritius Gisler und Rhabanus Janson, und eingeführt wurden sie von dem Abt

Fidelis von Maria-Lach, einem Angehörigen der Erzdiözese Freiburg, einem süddeutschen edeln Freiherrn, dem Enkel des Präsidenten der württembergischen Ersten Kammer, des Grafen von Rechberg und Rothenlöwen. — Derjenige aber, welcher das Grundstück erworben und geschenkt hat, und derjenige, auf dessen Wunsch den Beuronern das Heiligtum auf Sion übergeben worden ist, das ist der Verwandte jener hohen Familie, welcher auch Fürstin Katharina einstens angehörte, und er wurde in jenen Tagen geboren, wie im Anfange dieser Erzählung angedeutet ist, in welchen auch die allerersten Anfänge der so reich von Gott gesegneten klösterlichen Benediktinerkongregation ans Licht traten: es ist der deutsche Kaiser Wilhelm II., welchen Gott segnen und erhalten wolle.

Vom Himmel herab hat Fürstin Katharina gewiß mit tausend Freuden und Segenswünschen diese über alle Erwartung herrliche Erfüllung ihrer einstigen zweiten Bitte auf Sion gesehen.



Konrad Kümmel (* 22. April 1848 in Rechberg, heute ein Teil von Schwäbisch Gmünd; † 20. Juni 1936 in Stuttgart) war ein katholischer Priester, Päpstlicher Hausprälat, deutscher Schriftsteller, bekannter Buchautor von volkstümlichen Erzählungen und Zeitungsredakteur.